



EIN SELBSTVERSUCH
FRANK REXROTH

Frank Rexroth studierte Geschichte und Deutsch an der Universität Freiburg. 1988 wurde er dort promoviert auf Grundlage einer Arbeit über die frühesten deutschen Universitätsstiftungen des 14. Jahrhunderts. Als Historiker arbeitete er am Deutschen Historischen Institut in London, am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen und an der Berliner Humboldt-Universität, wo er sich 1998 habilitierte (*Das Milieu der Nacht. Obrigkeit und Randgruppen im spätmittelalterlichen London*, 1999, englische Ausgabe: *Deviance and Power in Late Medieval London*, 2007). Von 1999 bis 2000 war er Professor für die Geschichte des Späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit in Bielefeld, anschließend Professor für Mittlere und Neuere Geschichte in Göttingen. Dort arbeitet er bis heute. Seine Forschungsinteressen betreffen gegenwärtig vor allem die Geschichte der vormodernen Expertenkultur und die Geschichte der historischen Wissenschaften, vor allem das Verhältnis von Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung. – Adresse: Universität Göttingen, Seminar für mittlere und neuere Geschichte, Platz der Göttinger Sieben 5, 37073 Göttingen. E-Mail: frexrot@gwdg.de

Die Aussicht, am Berliner Wissenschaftskolleg zu arbeiten, war großartig. An Ortswechsel war ich ja gewohnt – in den zwölf Jahren vor unserem Umzug nach Göttingen, also zwischen 1989 und 2000, habe ich an vier verschiedenen Orten gearbeitet und sieben verschiedene Privatadressen gehabt, womit ich wohl allenfalls im Mittelfeld der akademischen Peripatetiker rangiere. Und als deutscher Hochschullehrer freut man sich unweigerlich auf die Aussicht, zwei Semester lang nicht lehren zu müssen, selbst wenn man dies eigentlich gerne tut. Es wird uns einfach zu viel von dieser schönen und wichtigen

Sache abverlangt, unsere ausländischen Kollegen sehen uns ganz zu Recht mitleidig an, wenn wir ihnen von unseren Deputaten und Studentenzahlen erzählen. Die Aussicht, ein Jahr lang ganz Forscher sein zu können, wog schwer. Und wir lieben Berlin ohnehin. Meine Frau und ich haben unsere ersten gemeinsamen Jahre dort verbracht, wenngleich in einem weniger aufgeräumten Stadtteil als den Grunewald.

Und doch fürchtete ich, dass mir der vorübergehende Ortswechsel nicht rundherum leicht fallen würde. Das erste Jahr an einem neuen Arbeitsplatz war für mich stets ein verflixtes Jahr gewesen, eine Zeit der Unruhe und der Fehlentscheidungen – warum also gerade für ein Jahr woanders hingehen? War es sinnvoll, die Vertrautheit des heimischen Ambientes aufzugeben, die Untiefen des Göttinger Arbeitszimmers gegen eine noch unbekannte Spielart der eigenen Unordnung einzutauschen? *The devil you know is better than the devil you don't know...* Wie arbeitet man ohne seine Bibliothek im Rücken, ohne seine mit dem Bleistift traktierten Bücher und Fotokopien? Was macht man mit seinen Doktorandinnen und Doktoranden, mit seinen Studenten auf dem Weg zum ersten Abschluss? Wie konsequent kehrt man seiner Universität den Rücken? Also sagte ich mir, dass man dieses Jahr auch als Selbstexperiment begreifen kann. Es war hoffentlich nicht zu spät, dies zu tun; mit meinen 48 Jahren hatte mein Schaffen offenbar seinen Zenit erreicht, so schrieb mir jedenfalls ein älterer Kollege auf die Übersendung von Sonderdrucken hin. Wie liebenswürdig! Im Ernst: Was habe ich dank dem Wiko-Experiment über mein Arbeiten gelernt?

Der Versuchsaufbau war denkbar einfach: Es wurde mir so leicht wie möglich gemacht, so produktiv wie möglich zu sein. Unser Familienleben ließ sich leichter organisieren, denn meine Frau arbeitete ohnehin in Berlin und konnte ihre Pendler-Existenz aussetzen, und der Kindergarten, den uns die wunderbaren Mitarbeiterinnen von „preparing-your-stay“ vermittelt hatten, lag um die Ecke und erwies sich als ganz hervorragend. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter schienen die Fähigkeit entwickelt zu haben, Erfordernisse und Wünsche vorherzusehen. Dabei waren sie mehr als gute Geister – wir haben viel Zeit auch mit ihnen verbracht und am Ende des Jahres um den Abschied von ihnen genauso getrauert wie um den von den fellow Fellows.

Was aber nun war das Ergebnis des Selbstexperiments? Zunächst zum Lesen: Wer nicht loslassen kann, überhebt sich. 40 Umzugskartons, davon die meisten mit Büchern und Papieren gefüllt, eine klare Fehlentscheidung. Meine Literaturdatenbank, die das Gelesene und Gesichtete chronologisch verzeichnet, verrät mir heute, dass ich während des Wiko-Jahres Anderes und anders gelesen habe als erwartet: weniger Texte von Zunft-

genossen, in absoluten Zahlen aber viel, viel mehr, dabei konzentrierter, internationaler, zugleich assoziativer. Dies war das erste, schon im September genossene Glückserlebnis, als die ausländischen Fellows noch im Deutsch-Intensivkurs brüteten: Ungestörtes Lesen, vor allem an dem langen Vormittag! Als dann im Oktober das Fellow-Programm einsetzte, stand doch immer noch Zeit in Hülle und Fülle zur Verfügung. Morgens nach 8 von der Wohnung zum Kindergarten, von dort zum schönsten anzunehmenden Arbeitszimmer im Neubau, Blick in den Garten, wo in wechselnden Bildern „Die vier Jahreszeiten“ gegeben werden, im Herbst einmal morgendlich beäugt von einem vagabundierenden Fuchs. E-Mails und Telefonate haben Zeit bis nachmittags, stattdessen nur Buch und Bleistift, gelesen wird wenn nötig laut. Nach dem Mittagessen vielleicht ein Spaziergang, am liebsten mit dem Osnabrücker Exegeten schwieriger Gedichte. „Oh komm und geh' ...“ – genau, so machen wir's: du kommst zu mir, dann gehen wir gemeinsam durch den Grunewald. Unterwegs machen wir uns Gedanken über die Vergangenheit unserer Disziplinen, darüber, wer wohl in der „Villa M“ wohnt und ob Wolf Haas wohl noch einmal einen „Brenner“-Roman schreiben wird. Danach die Phase des Exzerprierens, Notizenmachens und Schreibens – und freilich all der Verpflichtungen, die man durch den temporären Weggang von der Heimatuni nicht los wird. Ein Stockwerk unter mir klappert der Tischtennisball – die Wittgensteinforschung spielt mal wieder gegen die Kunde des goethezeitlichen Tastsinns, in der Nachbarschaft mag jemand Broadway-Musicals. Sicher spielen in der Koenigsallee jetzt schon die Kinder miteinander. Gestern haben sie sich bis zum Hals im Sand eingegraben! Willibald, unser Vierjähriger, ist frisch verliebt. Sie ist älter als er, nämlich fünf, und Ende Juli geht sie nach Cleveland zurück, er in die Universitätsstadt Südniedersachsens. Unordnung und frühes Leid, fällt mir ein.

Ich komme vom Pfad ab. Wie gesagt: Ich ließ die meisten der vielen mitgebrachten Texte liegen und folgte den Spuren, auf die ich am Wiko gestoßen bin. Ob ich zu Hause jemals darauf gekommen wäre, die Texte zu lesen, die mir der helvetische Philosoph aus dem Nachbarzimmer zuschob? Ich machte Bekanntschaft mit Dominicus Gundisalvi, mit Gerhard von Cremona und kleineren, anonym überlieferten Gebrauchstexten aus den ersten Jahren der Pariser Universitäts-Philosophie. Ein ganzer Horizont von Fragen und Themen hat sich mir aufgetan, indem ich, dem Rat der Literaturwissenschaftler folgend, Texte zur Philologie als Lebensform und zu Nietzsche las. Abends zu Hause dann das Abendbrot – die amerikanischen Fellows aus den Nachbar-Appartements teilen es gerne und forschen nach kultischen Untergründen – zeigt sich der germanische Paterfa-

milian bei diesem Ritual als oberster Liturg der Familie? Ist das deutsche Brot daher so gut, weil es als Medium für außerweltliche Bezüge fungieren muss? Oder lernt man hier den Protestantismus in loco nascendi kennen? Abends ist unter den Fellows ständig von Filmen und Büchern die Rede. Spät fällt uns ein, dass wir uns wechselseitig unsere Lieb-linge vorstellen könnten. Im Zentrum vieler Gespräche steht Tellkamps *Turm*, das Lite-raturereignis des Jahres, das ich für immer mit dem Wiko-Jahr verbinden werde. Das Interesse der nichtdeutschen Fellows an unserem Land steigt beständig, ihr Bemühen um die deutsche Sprache ist ebenso eindrucksvoll wie ihr Interesse an dem Vortrag zum 60. Geburtstag des Grundgesetzes. Die dänische Fledermausforscherin stellt im Plenum ihre amerikanische Kollegin und Freundin mit der Bemerkung vor, sie habe sie vor Jah-ren in Tübingen kennengelernt, und sie beide liebten seither Deutschland. Ich horche auf.

Das Thema meines Projekts, ein neuer Blick auf die Frühgeschichte der okzidentalen Experten-kultur, stand nach einigen Wochen in einer neuen, beglückenden Konstellation zu allen möglichen anderen Themen. Denn da genügend Zeit zur Verfügung stand, ver-änderte sich meine Einstellung zur Lektüre des vermeintlich Wegführenden. Und als ich das Gespräch mit meinen „fellow Fellows“ erst einmal als Inspirationsquelle für mich entdeckt hatte, beschloss ich überdies, ein zweites Projekt aufzunehmen und frühere Ar-beiten zur Relation von Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung in der modernen Historie weiterzutreiben. Erstmals habe ich auch eine eigene empirische Studie zu die-sem Thema publiziert. Sie ist mit mehr Wiko-generierten Einsichten durchsetzt, als man in einer Dankes-Fußnote sagen kann.

Damit ist freilich auch gesagt, dass ich auf der Heimreise kein abgeschlossenes Buch-manuskript in der Tasche hatte. Ich gestehe, dass mir dies von Anbeginn klar war, und ich sage den Leitern des Hauses vielmals Dank dafür, dass sie ihren Fellows auch die Möglichkeit zum Umkreisen und Annähern, kurz: zum An-Forschen, eingeräumt ha-ben. Dank der Zeit, die mir hier geschenkt wurde, sind meine Forschungsthemen auf eine für mich überraschende Art neu ineinandergewachsen. Es ist mir gelungen, das eine Thema als Ideen-Generator für den anderen Forschungsbereich zu nutzen, ähnlich, wie der große Oerlinghausener seinen Zettelkasten ja vor allem als Detektor überraschender Beziehungen gebrauchte. Im Februar ging mir die Gliederung meines künftigen Exper-ten-Buchs auf, meine Exzerpte erweiterte ich um Querverweise, Siglen und Gedanken-skizzen. Vor mir liegt noch viel Arbeit. Aber ohne die Notizen, Exzerpte und Skizzen, die ich stattdessen mit nach Hause nahm, wäre ich auch jetzt noch entmutigend weit vom

Ziel entfernt. Wichtiger aber ist, dass das Buch ein anderes sein wird als ursprünglich gedacht, es wird chronologisch früher einsetzen (nämlich im 12. Jahrhundert), wird eine stärkere ideengeschichtliche Seite besitzen und sich auf einem Pfad fortbewegen, der heutige Befindlichkeiten und solche des ausgehenden Mittelalters einander aussetzt.

Zum Schluss noch eine Warnung für künftige Fellows: Im Vorfeld des Wiko-Jahrs war mir klar gewesen, dass ich mir diese Zeit unbedingt freihalten musste von Vortrags- und Publikationsverpflichtungen. Die Kolleginnen und Kollegen haben hierfür Verständnis gezeigt, und es gab eigentlich keinen zwingenden Grund, diese Politik nach einigen Monaten aufzugeben. Dies aber habe ich getan, und zwar zu meinem eigenen Nachteil. Ich begann wieder, Einladungen anzunehmen, Vorträge zu schreiben und umherzureisen. Das soll man auch ruhig tun – nur eben nicht in seinem Wiko-Jahr!

Das größte Glück war aber, dass ich gerade diesem Fellowjahrgang angehören durfte. Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.